

STARTWOCHEENZEITUNG

Startwoche 2020

Ein Produkt der Landeszeitung

Mittwoch, 7. Oktober 2020

Da haben wir den Salat

Mitten in Berlin baut die „Stadtform“ Gemüse in Gewächshäusern an. Und auch in anderen Städten ist Urban Farming angekommen. Ist das die Landwirtschaft der Zukunft? ▶ **Seite 10**

Ich muss echt mal

In Lüneburgs Zentrum gibt es sechs öffentliche Toiletten – zumindest vor 19 Uhr. Wo also hin am Abend? ▶ **Seite 12**



Foto: Hannah Steiner

Zurück auf dem Campus

Der Corona-Verdacht hat sich nicht bestätigt – die Erstsemester treffen sich seit gestern wieder auf dem Campus. In Kleingruppen arbeiten sie an Projekten zur Zukunftstadt. Mehr zum heutigen Programm ▶ **Seite 10**

EDITORIAL



Von Fritz Lüders

Platt

Zukunft bedeutet Veränderung: Neues entsteht, Altes geht. Sogar Sprachen sind vom Aussterben bedroht, etwa Plattdeutsch.

Der schleichende Verlust zeigt sich in meiner eigenen Familie: Mein Opa konnte sowohl fließend Platt schnacken als auch verstehen. Er versuchte aktiv, die Sprache weiterzugeben, und hat sogar ein Buch veröffentlicht: „Dat Leed vun de Herr Pastor sien Koh“. Hochdeutsch: „Das Lied von der Kuh des Pastors“. Meine Mutter kann Plattdeutsch noch verstehen, aber bloß ein paar Wörter sprechen. Und meine Schwester und ich können es weder verstehen noch sprechen. Zwar hätte meine Mutter uns gerne dieses Stück Kultur weitergereicht, aber es fehlten die Angebote. Kein Kurs in der Grundschule etwa, der uns Kindern zumindest Grundkenntnisse beigebracht hätte.

Ist das nun ein Grund zum Trauern? Oder ist es gut, dass sich unsere Sprache vereinheitlicht? Unsere Autorin Luise Asmussen hat für ihren Artikel Menschen getroffen, die sich für die Sprache einsetzen. Ein lebenswertes Engagement, wie ich finde. Die Vielfalt kann uns nur bereichern. ▶ **Seite 11**

Ich muss euch gar nichts erklären!

Die Stadt als Bühne des Protests: Der Tod des US-Amerikaners George Floyd trieb Zehntausende auf die Straßen. Doch was bleibt, wenn die Demonstrierenden wieder nach Hause gehen? Ein sehr persönlicher Appell.

VON CHIOMA ANIAKOR

Endlich! Das dachte ich, als die Proteste begannen. Endlich würde die Aufmerksamkeit auf das Thema Rassismus gelenkt. Zig Tausende Menschen gingen auf die Straßen, nachdem ein weißer Polizist im Mai den schwarzen US-Amerikaner George Floyd getötet hatte, setzten sich ein für Gerechtigkeit und gegen Rassismus. Städte weltweit wurden zur Bühne des Protests, auch Lüneburg. Instagram, tagelang, wochenlang voll mit Videos von Menschen, die verachtet und getötet werden, Menschen, die aufklären, Menschen, die sich endlich offen zeigen können, ohne als übersensibel abgestempelt zu werden. Ein Hoffnungsschimmer für mich, dass sich bald vieles ändern wird. Es ist lange her, dass ich emotional so ergriffen war wie in diesem Jahr, 2020. Ich, Chioma Aniakor, 22 Jahre alt, Deutsche mit nigerianischen Wurzeln, Person of Color (POC).

Doch was haben die Proteste bewirkt? Was ist geblieben von

der Entrüstung? Die meisten Menschen sind seitdem in ihren Alltag zurückgekehrt. Sie gehen ihren Berufen nach, posten wieder bunte Chia-Bowls statt schwarzer Bilder. Die Menschen beginnt es zu nerven, immer wieder darauf aufmerksam gemacht zu werden, dass Black Lives Matter kein einwöchiger Hype war. Dass es nicht reicht, einmal auf einer Demonstration gewesen zu sein (auch wenn das natürlich solidarisch ist).

Auch ich bin genervt, und ich erzähle dir warum.

Es regt mich auf, dass manche Menschen meinen, Rassismus müsse von denen bekämpft werden, die ihn erleben: „Es ist ja deren Sache, was ihnen widerfährt oder nicht, da können wir doch nichts für?“ Das stimmt nicht. Bilde dich weiter! Educate yourself!

Es ist Niemandes Job dir zu erklären, wieso es teilweise schwieriger ist, als PoC eine Wohnung zu bekommen. Wieso PoC nicht selten doppelt so hart arbeiten müssen wie Weiße, um die gleichen Chancen in der Berufswelt zu bekommen wie Weiße. Es ist nicht mein Job, dir zu erklären, wie es sich anfühlt als etwas Minderwertiges behandelt zu werden. Wie tief verankert diese rassistischen Strukturen reichen, wird uns in der Schule nicht beigebracht – deshalb konsumiere aufklärende Medien, leihe dir Bücher aus und lies! Höre dir Podcasts und Hörbücher an! Schau die relevanten Serien und Filme auf Netflix. Rassismus ist eine Angelegenheit, die alle betrifft. Educate yourself!

Ich bin erschöpft davon, die Frage zu beantworten, ob es Ras-

sismus in Deutschland gibt. Diese Frage spricht mir meine Erfahrungen mit Rassismus ab – und die vieler anderer PoC. Sie ist ignorant, denn wer bis heute nicht verstanden hat, dass Rassismus ein tief verankertes, strukturelles Problem ist, der lebt in einer Blase. Vielleicht helfen die vier H's Herero, Holocaust, Halle, Hanau dir etwas auf die Sprünge. Nur eine kleine Auswahl, die dir zeigen soll, dass wir in Deutschland auf jeden Fall ein Problem mit Rassismus haben. Educate yourself.

Was viele Menschen unterschätzen: Um Rassismus zu erleben, muss ich nicht erst erschossen werden. Bereits die Blicke, die Kommentare über das Leinen, das vermeintliche Interesse an meiner „exotischen“ Ausstrahlung sind rassistisch. Sie sind subtil und dennoch so präsent, meine täglichen Begleiter. Vieles davon habe ich lange Zeit ignoriert und unterdrückt. Das tägliche Haarregeln, weil ich damit ja „viel besser“ aussehe, war nur eine meiner Strategien, um weniger aufzufallen. Wer möchte denn mit einem „Vogelnest“ auf dem Kopf in die Schule, für das man ausgelacht wird? Das ohne zu fragen angefasst wird, in das Stifte hineinsteckt werden, weil es lustig aussieht? Immer wieder das N-Wort zu hören, und so zu tun, als würde es mich nicht

verletzen. Wie viele andere PoC könnte ich diese Liste lang fortschreiben.

Rassistische Aufklärung sollte nicht auf den individuellen Erfahrungen von PoC beruhen, sondern endlich wie ein systematisches Problem angegangen werden. Denn es ist ein systematisches Problem!

Es lässt mich ermüden, aufs Neue immer wieder erklären zu müssen, rechtfertigen zu müssen, dass ich Rassismus tagtäglich erlebe. Für viele ist das unvorstellbar, da es für sie nicht sichtbar, nicht

spürbar, nicht greifbar ist. Wenn du ein so jemand bist, please educate yourself!

Ich möchte hier jedoch nicht mit dem Finger nur auf andere zeigen. Wie nie zuvor merke ich, dass jeder rassistisch handelt. Auch

ich! Da wir in einem rassistischen System leben, ist es nahezu unmöglich nicht rassistisch zu handeln. Wenn mir Black Lives Matter eines gezeigt hat, ist es wie tief verankert dieses Virus in uns allen sitzt. Ich beobachte nun viel bewusster, welche rassistischen Denkmuster auch ich habe. Wenn ich beispielsweise einen Menschen zum ersten Mal sehe, beginne ich diese Person anhand äußerlicher Merkmale zu- und einzuordnen. Ich beginne zu kategorisieren, stereotypisieren und stelle somit eine Trennung her zwischen „Ich“ und „Du“. Das zu erkennen



Chioma Aniakor Foto: Malte Goy

und zu akzeptieren ist nicht einfach für mich. Einfacher war es, mit dem Finger auf andere zu zeigen. Doch je mehr ich lese, je mehr ich mich mit der Geschichte abseits von Europa beschäftige, je mehr ich mich öffne und ehrlich zu mir selbst bin, desto mehr sehe ich, dass wir alle zwangsweise ein Teil von diesem Problem sind.

Der Alltag ist schön und es ist wichtig Routinen zu entwickeln, über die man nicht mehr nachdenken muss. Auch ich muss zugeben: Ich bin nach der nervenzerreißenden Zeit der Proteste in meinen Alltag zurückgekehrt. Mein Fokus liegt wieder auf meinem Studium, ich treffe mich mit Freund*innen und poste neben antirassistischen und feministischen Kommentaren auch wieder Selfies, Sushi und Sonnenaufgänge.

Der Alltag kann aber auch gefährlich sein. Er erlaubt es, uns zu vergessen, zu verdrängen. Auch ich habe Angst, erneut zu vergessen. Was ich momentan dagegen tue? Ich bilde mich weiter. Ich lerne meine nigerianische Identität kennen, lerne über die Geschichte der Sklaverei, des Kolonialismus, die Völkermorde, Pseudowissenschaften wie Physiognomie, Racial Profiling, Privilegien, verzerrte Wahrnehmungen, Ego, Weltgeschichte, rassistische Erfahrungen von anderen PoC und vieles mehr. Ich möchte nicht unwissend bleiben. Ich möchte sehen! Hinsehen. Die schmerzhafteste Wahrheit sehen, damit diese eitrige Wunde, die sich Menschenhass nennt, endlich anfangen kann zu heilen!

Educate yourself.

Die Zukunft des Salats

Immer häufiger eröffnen Farmen inmitten der Stadt. Die Landwirte gehen dabei ungewöhnliche Wege – teils sogar in die Höhe

VON GINA LA MELA

Die Weltbevölkerung wächst, jedes Jahr 9,7 Milliarden Menschen werden im Jahr 2050 auf der Erde leben, schätzen die Vereinten Nationen. Menschen, die einen Platz zum Wohnen brauchen – und die Nahrung benötigen.

In den USA und Asien entstanden in den vergangenen Jahren neue Farm-Konzepte. In Industriehallen wachsen auf mehrstöckigen Metallgestellen Salate, Kohl, Kräuter, Sprossen. Sie werden mit künstlichem Licht und optimaler Nährstoffversorgung herangezogen. Alles wird kontrolliert, nichts dem Zufall überlassen. Indoor Farming heißt das, oder auch Vertical Farming. Sieht sie so aus, die Landwirtschaft der Zukunft?

Die Landwirtschaft in die Stadt geholt

In Berlin haben sie die Landwirtschaft in die Stadt geholt. Nicht in eine Industriehalle, sie haben Gewächshäuser gebaut, unweit des Zentralfriedhofs Friedrichsfelde, im Osten der Stadt. Mitgegründet hat die „Stadt-farm“ Anne-Kathrin Kuhlemann. Sie setzt dabei auf einen anderen Trend: Smart Urban Farming. Was ist der Unterschied zu vertikalen Farmen wie in den USA? „Wir arbeiten komplett mit Natur“, sagt Kuhlemann. „Bei uns gibt es keinen



Anne-Kathrin Kuhlemann. Fotos: Mathea Millman (1), Julia Schmidt (2)

Die Stadtfarm produziert neben Salaten, Kräutern und Gemüse auch Fisch. Lokal aus der Hauptstadt.

„Wir versuchen, ein Ökosystem zu imitieren.“

Anne-Kathrin Kuhlemann



In Lüneburg ähnelt der genossenschaftlich organisierte „WirGarten“ dem Urban Farming in kleinem Stil. In Gewächshäusern am Rande der Stadt wachsen verschiedene Gemüsesorten.

Kunstdünger, kein Kunstlicht, keine Antibiotika und Hormone bei den Tieren.“ Die Stadtfarm produziert neben Salaten, Kräutern und Gemüse auch Fisch. Lokal aus der Hauptstadt.

Die Kombination aus Fischzucht und Gemüseanbau in einem geschlossenen Wasserkreislauf nennt sich Aquaponik. Die Ausscheidungen der Fische dienen als Dünger, Würmer und Bakterien wandeln diesen in Nährstoffe um, die von den Pflanzenwurzeln aus dem Wasser gefiltert

werden. „Wir versuchen, ein Ökosystem zu imitieren“, erklärt Kuhlemann.

Das gelinge gut, obwohl die Pflanzen in Gewächshäusern auf Tischen, in Rinnen und Töpfen wachsen. Das sei wichtig, damit das Wasser im Kreis fließen könne und nicht im Boden versicke. Außerdem ermögliche diese Art der Landwirtschaft die Nutzung von mit Altlasten kontaminierten Böden – schließlich kommen die Pflanzen mit dem Boden nicht in Kontakt. Urban Farming, die städtische Landwirtschaft, ist auch in anderen Städten Deutschlands



Salaternte...

angekommen. 2015 rief der Vapiano-Gründer Mark Korzilius „&ever“ in Hamburg ins Leben. Im Gegensatz zu Kuhlemann orientiert er sich stärker an den industrieartigen Indoor-Farmen. Wie genau es in den Hallen von „&ever“ aussieht, ist geheim. In Lüneburg ähnelt der genossenschaftlich organisierte „WirGarten“ dem Urban Farming in kleinem Stil. In Gewächshäusern am Rande der Stadt wachsen verschiedene Gemüsesorten.

Bei allen Formen der städtischen Lebensmittelproduktion ist der Grundgedanke der gleiche: Lokal anbauen

und somit lange Transportwege vermeiden. Das spart Zeit und Geld, das Gemüse bleibt zudem frischer. Ein Nachteil ist der Energieverbrauch. Aufwändige Technik für Licht, Heizung und Belüftung verbraucht viel Strom. „Wir haben auch Technologie wie Pumpen und Sensoren im Einsatz, aber wir versuchen sie so wenig wie möglich zu nutzen und die Natur ihre Arbeit machen zu lassen“, so Kuhlemann.

Das Anbauen in der Stadt ist eine Antwort auf die knapper werdenden Ackerflächen, deren Böden ausgelaugt sind. Ein monokulturell be-

wirtschaftetes Feld – mit lediglich einer Getreide- oder Gemüsesorte bepflanzt – ist zwar unkomplizierter in Pflege und Ernte. Ökologisch nachhaltig ist das nicht. Pflanzen interagieren, tauschen Nährstoffe aus und sorgen dafür, dass der Boden fruchtbar bleibt. Trotzdem sei Urban Farming nicht die Musteralternative, sagt Kuhlemann. „Wir brauchen beides.



Wir brauchen Land und Stadt. Wir werden nicht jede Kultur in jedem Kontext anbauen können.“ Stadtfarmen seien bloß ein Puzzleteil von vielen, nicht die Lösung für alles.

„Corona zeigt uns, wie verletzlich Gesellschaften sind“

VON LUISE ASMUSSEN UND TJADE BRINKMANN

Herr Messner, was ist Ihre Vorbildstadt in Bezug auf Transformation?

Es gibt viele Städte, die vorbildlich sind. Das fängt in der Hauptstadt an, die überdurchschnittlich grün und arterndurchschnitten ist und sich durch viele Experimentierräume und Initiativen auszeichnet. Dann gibt es Kommunen, die bereits die Energiewende realisiert haben, wie die Stadt Schöna. Wichtig ist, dass es genügend Plattformen gibt, auf denen sich Städte und Gemeinden austauschen und voneinander lernen können. Der Dialog „Nachhaltige Stadt“ ist so etwas. In diesem Format tauschen sich Oberbürgermeisterinnen und Oberbürgermeister von über dreißig deutschen Städten regelmäßig zu Nachhaltigkeits- und Transformationsfragen aus.

Wie kann eine solche Transformation gelingen? Kurz gesagt: Es geht darum, um-

fassende, beschleunigte Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft voranzutreiben. Wir befinden uns auf einem Pfad der Überlastung vieler Ökosysteme: Klimawandel, Artensterben, übernutzte Ressourcen, toxische Stoffe in der Natur, in unseren Lebensmitteln, in unserem Körper sind einige Beispiele. Nachhaltigkeitstransformationen betreffen unsere Art zu leben, zu arbeiten, zu produzieren, zu konsumieren, welche Technologien wir nutzen. Die zentralen Bereiche sind sicher Energie, Wohnen, Mobilität, Stadtentwicklung, zirkuläre Ökonomie und Landnutzung.

Glauben Sie, dass der ökologische Umbau durch das Corona-virus ins Stocken kommt? Corona zeigt uns gerade eindrucksvoll, wie verletzlich Gesellschaften sind. Wir lernen viel über die Widerstandsfähigkeit der verschiedenen Bereiche. Ich bin anders als nach der internationalen Finanzkrise von 2008/09 sehr zuversichtlich,

Viele Städte machen sich auf in eine nachhaltige Zukunft. Dirk Messner, Präsident des Umweltbundesamts, erzählt im Interview, wie dieser Wandel gelingen kann

dass die Corona-Krise ein Sprungbrett für den Übergang zu einer zukunftsfähigen Wirtschaft und Gesellschaft werden kann. Jetzt werden viele Milliarden in Konjunkturpakete gesteckt – und viel von dem Geld ist in Deutschland und der EU für Dinge gedacht, die uns nachhaltiger werden lassen.

Was braucht die Stadt der Zukunft?

Wir haben 2017 eine Vision der „Stadt für Morgen“ vorgelegt. Wir stellen uns eine Stadt mit hoher Lebensqualität vor, die lärmarm, grün, kompakt und durchmischt ist und in der die Menschen umweltschonend mobil sein können. Gerechtigkeit und fairer Interessensausgleich spielen eine große Rolle in der

Stadt von Morgen. Ein Schlüsselthema ist dabei ein neuer Umgang mit Flächen: Weniger Autos bedeuten weniger Parkplätze, was Platz für den Ausbau von ÖPNV, Fuß- und Radverkehr bietet, aber auch für mehr Stadtgrün sowie Wohnungsbau. Aus städtebaulicher Sicht kommt eine Stadt mit 150 Pkw pro 1000 Einwohner gut aus. Derzeit sind es rund 450 Pkw pro 1000 Einwohner.

Welche dieser Veränderungen beobachten Sie schon heute?

Das 21. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Städte. Aktuell lebt über die Hälfte der Weltbevölkerung in Städten, bis 2050 werden es 75 Prozent sein, also 2,5 Milliarden Menschen mehr als heute. Städte und Kommunen sind zen-

trale Orte der Transformation. Aber obwohl etwa der Verkehr in Städten Mensch und Umwelt belastet, ist die Dominanz des Autos in den Städten ungebrochen; die Verkehrswende findet gar nicht, zu langsam oder nur in Teilen statt. Kleinere Städte sind nicht gut an Zentren angeschlossen. Auch die Luftbelastung in Städten ist weiterhin zu hoch, auch wenn beispielsweise die Belastung mit Feinstaub und Stickstoffdioxid in Deutschland in den letzten Jahren sinkt. 75 Prozent der Bevölkerung fühlen sich in Deutschland durch Straßenverkehrslärm gestört oder belastigt – insbesondere in Städten.

Und was stimmt Sie optimistisch?

Viele Städte setzen das Thema nachhaltige Stadtentwicklung auf ihre Agenda. Nicht nur in Deutschland. In vielen europäischen Städten ist nachhaltige Stadtentwicklung längst kein Nischenthema mehr, sondern Chefsache. Positive Umwelteffekte wie Klimaschutz, Energieeffizienz und Ressourcenschonung werden häufig als Ziele in Stadtentwicklungskonzepten und -strategien verankert. In den Städten entscheidet sich, ob Menschen Lebensqualität empfinden.

Das Interview wurde schriftlich geführt

ZU GAST BEI DER STARTWOCHE

Dirk Messner

Messner, 58 Jahre, ist seit Januar Präsident des Umweltbundesamtes. Der gelernte Politikwissenschaftler forscht zu Nachhaltigkeit und dem ökologischen Umbau von Städten. Heute spricht er zum Thema „Transformation! – For the city of the future“, 14.30 Uhr, leuphana.de/openingweek



Kommodig, praktisch – platt

Immer weniger Menschen sprechen Plattdeutsch. Hat die Sprache noch eine Zukunft? Und was geht verloren, wenn sie sterben sollte?

VON LUISE ASMUSSEN

„Kloog as een Imm!“ Das ist (nordfriesisches) Plattdeutsch und heißt übersetzt „klug wie eine Biene“. Mein Vater hat das oft gesagt, wenn ich als Kind etwas gut gemacht habe. Ich bin zweisprachig aufgewachsen. Meine Mutter kommt aus Süddeutschland und redet mit meiner Schwester und mir Hochdeutsch, während mein Vater mit uns von klein auf Plattdeutsch spricht. Für uns war das immer selbstverständlich. In der Schule aber war niemand mit dem Plattschnacken vertraut. Nur ein Lehrer – und der ging bald in Pension. So merkte ich im Laufe der Jahre: Ich spreche eine Sprache, die ausstirbt.

Nur jeder Dritte im Norden spricht noch Platt

Als ich einer Freundin erzählte, dass ich über Plattdeutsch schreiben will, fragte sie mich: „Wieso, hat Platt denn überhaupt eine Zukunft?“ Es sei schade, aber „auch nicht so schlimm“, dass es mehr und mehr aus der Gesellschaft verschwinde. Situationen wie diese lösen Fragen in mir aus: Sind da noch andere Menschen, die mit Plattdeutsch mehr verbinden als Shantie-Chöre und das Altmodische? Und welche Gründe gibt es überhaupt, die für den Erhalt dieser Regionalsprache sprechen?

Die aktuellste Umfrage zum Thema Plattdeutsch stammt aus dem Jahr 2016 vom Institut für niederdeutsche Sprache in Bremen (INS). Laut ihr haben 32 Prozent der befragten Norddeutschen angegeben, höhere Plattdeutschkenntnisse zu haben. 68 Prozent konnten dagegen höchstens ein paar Wörter Plattdeutsch sprechen. 77 Prozent



Rike Henties (l.) und Wiebke Erdtmann blättern durch ein Kinderbuch auf Platt. Foto: Luise Asmussen

können Platt noch sehr gut verstehen. Im Vergleich zum sprachlichen Stand der 80er Jahre ist das ein starker Rückgang. Und es liegt zumindest nahe, dass Plattdeutsch in Städten schneller verschwindet als auf dem Dorf.

Im Restaurant To Huus in Lüneburg bin ich mit Günther Wagener verabredet. Wagener ist seit dem Jahr 2011 der Plattdeutschbeauftragte für die Stadt Lüneburg und Umgebung und Mitbegründer sowie Vorstandsmitglied des Vereins Lüneplatt. Wir setzen uns in den Biergarten und beginnen



Günther Wagener
Foto: Luise Asmussen

uns zu unterhalten, auf Platt natürlich. Der pensionierte Lehrer, in Mulmshorn bei Rothenburg aufgewachsen, ist mit Plattdeutsch groß geworden. Mit dem Vorstandssitz bei Lüneplatt möchte er eigentlich nächstes Jahr aufhören, aber „mal kicken, ob ik so davun kum!“ – „Mal gucken, ob ich so davonkomme!“

Auch wenn es immer weniger Muttersprachler gibt, das Interesse an der Sprache hält Wagener nach wie vor für hoch. 20 Jahre lang gab er Plattkurse an der Lüneburger Volkshochschule.

Manchmal musste er die Gruppen teilen, so groß war der Andrang. Am Anfang jeder Runde fragte er: „Warum sind je hier?“ Die Antworten: Manche hätten es für ihren Beruf gelernt. Denn im Handwerk oder der Pflege lasse sich das Eis mit Patienten, Angehörigen oder Kunden auf Platt leichter brechen.

Anderer Teilnehmende hatten Platt all die Jahre immer nur gehört und wollten es aus Interesse nun selbst lernen. „Oft kommen solche Impulse durch die „berühmte ‚eine Oma‘, die noch Platt kann“, sagt Wagener lachend.

Plattdeutsch (oder Niederdeutsch) war lange die Alltagssprache im Norden Deutschlands, bis es ab den 50ern mehr und mehr durch Hochdeutsch ersetzt wurde. Erst in den 90er Jahren begann man umzudenken und erkannte den kulturellen Wert der Regionalsprache an.

Deutschland hat die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen unterschrieben und damit Niederdeutsch als Regionalsprache anerkannt. Das Abkommen trat

1999 in Kraft und verpflichtet Deutschland dazu, Niederdeutsch neben den Minderheitensprachen Dänisch, Friesisch, Sorbisch und Romanes (die Sprache der Sinti und Roma) zu fördern und zu schützen.

Wertvolles Kulturgut würde verschwinden

Wagener findet es wichtig, auch jüngeren Generationen einen Zugang zum Niederdeutschen zu bieten. Seit 2012 organisiert er beispielsweise alle zwei Jahre die „Plattdüütsch Weken“ (Plattdeutsche Wochen) in der Hansestadt und im Landkreis Lüneburg. Sie bieten Darbietungen der „lütten Sülfmeister“, eines Projekts für Kinder und Jugendliche und einer der sechs plattdeutschen Theatergruppen im Kreis. „Plattdeutsch lebt – auch im Landkreis Lüneburg!“, sagt Günther Wagener. Verschwände das Plattdeutsche, ginge für ihn ein wertvolles Kulturgut verloren.

Ein interessanter Gedanke, finde ich. Denn oft werde ich gefragt: „Warum spricht du eigentlich noch Platt?“ Eine Frage, die ich schwer beantworten kann. Denn das „Warum“ stand für mich nie zur Debatte. So als würde man mich fragen, warum ich auch Hochdeutsch spreche.

Später am Tag treffe ich die Schwestern Wiebke Erdtmann und Rike Henties. Von ihrer Mutter lernten sie Platt von klein auf. Schnell kommen wir darauf zu sprechen, was für eine Bedeutung Plattdeutsch für sie hat. Wiebke Erdtmann überlegt, dann sagt sie: „Es ist einfach vertrauter. Man fühlt sich mehr zuhause.“ Ganz ähnlich fühlt ihre Schwester, die drei Jahre in Hannover lebte. „Eine Zeit lang wusste ich gar nicht, was genau mir dort fehlte. Jetzt im Nachhinein verstehe ich es.“

Familie, sondern haben es auch in ihr berufliches Leben eingebunden. Die Grundschullehrerin Wiebke Erdtmann hat bereits Klassen auf Plattdeutsch unterrichtet. „Bei Fächern wie Kunst, Musik oder Sport ist es egal, ob du die Rolle vorwärts auf Hochdeutsch oder Plattdeutsch machst“, sagt sie. „Auch wenn die Kinder das nicht jeden Tag hören, hat es wirklich etwas gebracht und sie konnten mich mit der Zeit sehr gut verstehen. Dann haben sie auch mal in der Pause ‚Wie geiht Di dat‘ gesagt.“

Zweisprachig aufwachsen ist für Kinder kein Problem

Rike Henties ist seit 2019 Plattdeutschkoordinatorin für den Landkreis Harburg. Ihre Aufgaben ähneln denen von Günther Wagener; der Unterschied ist, dass ihr Landkreis ein bezahltes Amt für die Plattdeutschförderung bereitstellt. Henties‘ Ziel: Plattdeutsch weiterhin in den hochdeutschen Alltag zu integrieren. Man solle weder das Hoch- noch das Plattdeutsche ausschließen, findet sie. Eine Lösung seien beispielsweise plattdeutsche Artikel in hochdeutschen Zeitungen.

Ob Plattdeutsch eine Zukunft habe, frage ich die beiden zum Schluss. Auf jeden Fall, finden sie. „In unserer globalisierten Welt ist es wichtig, mal runter zu kommen und bei sich zu bleiben. Leuten, mit denen man Platt schnackt, ist man ein bisschen näher als denen, mit denen man Hochdeutsch spricht, es ist ein anderes Gefühl.“

Wiebke Erdtmann

Beide geben dieses Stück Heimat auch an ihre eigenen Kinder weiter. „Wir sind de Plattschnackerinnen“, sagen sie. Viele Leute reagieren neugierig, fragen sie, ob das Kind denn „richtig sprechen lerne“. Doch da bestehe, wie bei jeder anderen Form der Zweisprachigkeit, kein Problem. „Man beobachtet bei den Kindern, dass sie von einer Sprache zur anderen wechseln können. Die denken nicht drüber nach, die machen es einfach.“ Die beiden sprechen Platt nicht nur in der



Diese beiden Sätze bleiben mir im Gedächtnis. Klar, denke ich, die Welt dreht sich weiter und vielleicht ein bisschen schneller, wenn man regionale Sprachen sich selbst überlässt. Aber dann würde ein Stück Vertrautes verschwinden. Denn auch, wenn man ohne Platt gut auskommt, mit Platt ist das Leben einfach „kommodiger“. Oder wie alle sagen, die kein Plattdeutsch sprechen: gemütlicher.

Fragwürdige Spitzenreiter

Jedes Jahr wird die lebenswerteste Stadt der Welt gekürt – doch gibt es die überhaupt?

VON CORINNA NAEVE

Es ist die wohl bekannteste Studie zum Thema Lebensqualität in Städten: Die „Mercer Quality of Living Survey“ krönt jedes Jahr die lebenswertesten Städte der Welt. Im Jahr 2019 lag Wien auf dem ersten Platz, gefolgt von Zürich.

Das Ranking stützt sich dabei auf 39 Bewertungskriterien: etwa die Kriminalitätsrate, Luftqualität, Gesundheitsversorgung, Freizeit- und Bildungsangebote. Aber gibt es überhaupt die eine lebenswerteste Stadt?

Jürgen Oßenbrügge forscht an der Universität Hamburg im Fachbereich Geowissenschaften. Seit vielen Jahren beschäftigt er

sich mit dem Thema Stadtentwicklung. „Es ist natürlich interessant, Städte zu vergleichen und bestimmte Situationen in Städten auf eine vergleichbare Ebene zu bringen“, sagt er. Aber dieses populärwissenschaftliche Ranking, das schon seit 22 Jahren die Lebensqualität von Städten bewertet, sei eher etwas für das Marketing.

Ähnlich sei es bei vergleichbaren Rankings wie denen der Economist Intelligence Unit (EIU), des britischen Lifestyle-Magazins „Monocle“ oder des UN Habitat, dem Wohn- und Siedlungsprogramm der Vereinten Nationen.

Stadtpolitisch betrachtet können solche Bewertungen jedoch einen großen Einfluss haben. Gut abschneidende Städte nutzen das Ranking, um für sich zu werben. Städte, die im Ranking weiter hinten liegen, müssen reagieren. „Das würde ich weniger als wissenschaftlich begründet ansehen, sondern viel mehr wie in der Bundesliga: Man

fällt ein paar Plätze zurück, man muss was machen“, so Oßenbrügge.

Wien steht seit zehn Jahren in Folge auf Platz eins der Studie. Die österreichische Hauptstadt punktet mit hoher politischer Stabilität, niedrigen Kriminalitätsraten, einer guten Infrastruktur, hoher Luft- und Wasserqualität und einem vielfältigen kulturellen Angebot. Außerdem ist es die Stadt in Europa mit dem stärksten kommunalen Wohnungsbau: Ungefähr 220 000 Gemeindewohnungen gehören der Stadt und werden über das öffentliche Unternehmen „Wiener Wohnen“ verwaltet.



Wien steht seit Jahren an vorderster Stelle.

Oßenbrügge glaubt trotz allem nicht, dass es die eine lebenswerteste Stadt der Welt gibt. Dafür haben Städte zu viele individuelle Besonderheiten. Und auch emotionale Bezüge sind relevant für die Bewertung der Lebensqualität von Städten.

So hat auch Hamburg seine Fans. Die Hafenstadt lockt mit schönen Wegen zum Spazieren, ob an der Alster, der Elbe oder an einem der Kanäle. Mit zahlreichen Museen, Theatern und Konzertsälen bietet Hamburg außerdem ein großes Kulturangebot. Durch den Hafen hat Hamburg viel Verkehr. Und in den vergangenen Jahren mussten viele Grünflächen neuen Wohnungen weichen.

Das sind die typischen Großstadtprobleme. Lärmbelastung, Luftverschmutzung und stark steigende Mietpreise prägen Städte. Nehmen diese Negativfaktoren zu, sinkt folglich auch die Lebensqualität.

Aber was ist nun eine lebenswerte Stadt? Fragt man Jürgen Oßenbrügge, sagt er, man müsste erst einmal den Begriff „Stadt“ definieren. Diese Definition sei für ihn gar nicht so eindeutig. „Es gibt nicht Stadt und Land als Gegensatz, sondern eher die Vielfalt in der Stadtregion.“ Auf eine einzige, feste Definition möchte sich der Geowissenschaftler nicht festlegen.



Grafik: AdobeStock

Die Mercer Quality of Living Survey beschränkt sich auf Großstädte, und meist werden diese nach westlichen Maßstäben bewertet. Großstädte außerhalb Europas oder Nordamerikas haben wenig Chancen. Aus wissenschaftlicher Sicht sind so vereinfachte Vergleiche nicht sinnvoll. „Selbst Hamburg ist kaum mit München zu vergleichen“, sagt Oßenbrügge.

DAS RANKING

Hier lebt es sich am besten

1. Wien (Österreich)
2. Zürich (Schweiz)
3. Vancouver (Kanada)
- München (Deutschland)
- Auckland (Neuseeland)
6. Düsseldorf (Deutschland)
7. Frankfurt (Deutschland)
8. Kopenhagen (Dänemark)
9. Genf (Schweiz)
10. Basel (Schweiz)

FRAGE DES TAGES

Warum willst du auf das Land ziehen – oder in die Stadt?

Alexey Piminov (32): „Wir mögen Ruhe. Auf dem Land ist Wohnraum billiger, das Klima besser und die Natur ist in der Nähe.“



Kevin Lai (13): „In der Stadt ist alles in der Nähe. Außerdem bin ich dran gewöhnt.“



Svenja Bäuerle (33): „Ich mag es, in der Stadt nicht auf das Auto angewiesen zu sein. Wir wollten als Familie eine gewisse Infrastruktur, fußläufig erreichbar oder in Fahrradnähe.“



Bertina Müller (51): „Ich liebe das Landleben. Die Mieten sind günstiger, es gibt genügend Parkplätze, Nachbarschaftshilfe und nachts kann man die Sterne deutlicher sehen.“



Lydia Krüger (22): „Auf dem Land habe ich meine Ruhe, meine Tiere und genug Platz für meine Hunde. Ich fahre nur in die Stadt, um zu arbeiten.“



Thorben Jendroschek (20): „Ich mag die Ruhe auf dem Land. Den längeren Weg nehme ich dafür in Kauf.“



Margrit Boer (62): „Auf dem Land gab es als Jugendliche nichts. Hier in Lüneburg kann ich häufig unter Menschen sein.“



Valentin Gründger (39): „Ich möchte aus Berlin wegziehen, da es mir dort jedes Mal, wenn ich vor die Haustür gehe, zu stressig ist.“



Joschka Kiehl (20) und Leon Müller (20): „Wir sind nach Lüneburg gezogen, um mit unseren Freunden zusammen zu wohnen.“



Merlin Claassen (16): „Ich würde gern auf's Land ziehen, weil ich die Natur dort schöner finde.“



Valessia von Groelingen (20): „Die Stadt bietet so viele Möglichkeiten, Dinge auszuprobieren, Neues kennenzulernen und seine Energie in gemeinsame Projekte zu stecken. Und in der Stadt kann man besser feiern.“



Jost Meyer (84): „Ich konnte mir das Stadtleben wegen zu hoher Mieten nicht mehr leisten. Auf dem Land gefällt es mir aber auch.“



Juliette Serrano (34): „In Hamburg haben wir nichts gefunden, wollten aber in einer Stadt wohnen, damit wir die Kinder nicht überall hinfahren müssen.“



Stavros Mellidis (75): „Die Stadt ist gut für junge Familien, und gut fürs Alter. Wenn wir uns hier nicht wohlfühlen, fliegen wir nach Griechenland in unser Ferienhaus.“



Willi Gallesky (75): „Wir wohnen im Blankenese von Elmshorn. Besser geht's nicht.“



Yun Huang (28): „Ich bin schon immer in der Stadt gewesen. Ich brauche die Impulse und Einflüsse.“



Eine Umfrage von Ambra Ihme und Ulrike Mühlhaus

Wo soll ich hin?

Im urbanen Raum mangelt es an öffentlichen Toiletten. Meist, wenn man sie dringend braucht. Ein Lagebericht

VON NICK POMPETZKI

Ein Morgen am Hamburger Hauptbahnhof. Es ist 7.51 Uhr, ich stehe an Gleis 13 A-C, warte auf den Regionalexpress nach Lüneburg. Mein Frühstück habe ich dabei, auch einen Kaffee. Es musste mal wieder schnell gehen heute. Wie eigentlich jeden Morgen. Unser Alltag ist von einem Hin und Her geprägt: Pendeln zur Arbeit, pendeln zur Uni, pendeln zum Zahnarzt, 40 Kilometer in die Heimat. So auch mei-

ner. Mein Leben spielt an wechselnden Orten. Da fehlt manchmal die Zeit für ein ruhiges Frühstück. Es ist 8.14 Uhr. Durchsage: Nächste Station ist Winsen. Ich habe Porridge gegessen und den Kaffee getrunken. Jetzt muss ich auf die Toilette. Ich suche ein Zug-WC auf. Erster Versuch: Besetzt. Zweiter Versuch: Besetzt. Es ist 8.27 Uhr. Durchsage: Nächste Station ist Lüneburg. Ich muss raus. Es muss raus. Nur wo? Die menschliche Harnblase hat ein Fassungsvermögen von 300 bis 500 Millilitern. Pro Tag scheiden wir etwa 1,5 Liter Urin aus, im Schnitt müssen wir vier bis sieben Mal am Tag auf die Toilette. Doch wohin damit, wenn man viel unterwegs ist? Laut Service des Toilettenfinders Pee Place gibt es in Deutschland 17014 öffentliche Toiletten. Im Durchschnitt soll es demnach

alle 400 Meter eine entsprechende Einrichtung geben. Doch die öffentliche Toilette ist bedroht, immer häufiger werden Anlagen geschlossen. Wie kann man sich zukünftig in Städten erleichtern? Für Lüneburg zeigt mir der Pee-Place-Service 15 Toiletten an. Es ist 8.46 Uhr. Ich laufe durch die Lüneburger Altstadt. Langsam drängt es. Wo soll ich hin? Laut Toilettenfinder gibt es ein WC am Glockenhaus, ganz in meiner Nähe. Die Toilette ist kostenfrei – und erstaunlich sauber. Toilettenpapier, Handtücher, Seife, alles ist vorhanden. Es ist 8.53 Uhr. Ich bin erleichtert. In Lüneburg gibt es laut Pressestelle sechs öffentliche Toiletten. Weitere

Einrichtungen gebe es in Kaltenmoor, in Kooperation mit dem ökumenischen Gemeindezentrum am St. Stephanus-Platz und an den Friedhofskapellen. Die sechs Toiletten im Zentrum würden täglich gereinigt und regelmäßig kontrolliert. Problematisch wird es allerdings am Abend. Die Toiletten im Zentrum schließen nämlich um spätestens 19 Uhr, lediglich die Toilette im Kurpark hat bis 22 Uhr geöffnet. Wohin also, wenn es spät dringend wird? In den Busch? Oder in die nächste Bar, meist mit schamerfühltem Blick? Ist das der einzige Ausweg? Eine Alternative bietet das Konzept „Die nette Toilette“. Dabei können Gastronomen

und Händler WCs zu Verfügung stellen, die Passanten kostenfrei nutzen können. Das Projekt startete im Jahr 2000 in der Stadt Aalen. Heute nehmen mehr als 280 Städte an der Aktion teil. Für Stadt, Gastronomie und Bevölkerung sollen sich dabei folgende Vorteile ergeben: Die Stadt spart hohe Kosten für die Bau- und Instandhaltung öffentlicher Toiletten. Laut Pressematerial von Nette Toilette liegen die im Schnitt bei 130.000 Euro pro Toilette plus 15.000 Euro Wartungskosten pro Jahr. Gastronomiebetriebe erhalten im Gegenzug eine Aufwandsentschädigung von der Stadt. Die Stadtbevölkerung profitiert von einem breiten Netzwerk an Toiletten, und die Stadt muss keine unansehnlichen Toilettenkabinen bauen. Einziger Wermutstropfen: Lüneburg nimmt bislang nicht an der Aktion teil.



GLOSSE: SCHEITERN AN DER ZUKUNFT

Teil 3: Robbi

Von Luise Asmussen

Lüneburg, im Jahr 2035. Niemand muss je wieder Haushalt machen. Das Land Niedersachsen hat Anfang des Jahres jedem Haushalt einen Hilfsroboter spendiert. Der neue Mitbewohner braucht selbst nichts zu essen und geht trotzdem für mich einkaufen. Er kann alles, was ich nicht kann, und den Rest auch – nur noch besser als ich. Selten zuvor hatte ich solch akkurat gefaltete T-Shirts und geglättete Bettlaken. Bügeleisen war gestern, jetzt ist Robbi der XII. an der Reihe. Robbi, so habe ich mein Exemplar genannt, um ihm gleich nach dem Auspacken ein wenig Menschlichkeit zu verleihen. Den Adelstitel habe ich von meiner Hausnummer abgeleitet. Originell – oder? Abseits von der Namenssuche und der Freude am geordneten Kleiderschrank ist das Leben mit dem elektronischen Kumpel oft aber ganz schön ernüchternd. Gestern haben wir Vier gewinnt gespielt. Das macht einfach keinen Spaß, wenn dein Gegenüber einen Algorithmus in sich trägt, der deine eigenen Handlungen voraussagt, bevor du selbst von ihnen weißt. Robbi hat acht Mal hintereinander gewonnen, das war dann doch zu viel für mich. Ich habe wütend das Spiel umgeworfen und habe mich frustriert auf mein Bett geworfen. So lag ich dann da, auf meinem perfekt glatten Bettlaken und dachte an die Zeit zurück, als die Stadt noch voll war mit Menschen, die ihre Einkäufe und Erledigungen selbst tätigen mussten, und ich noch keine Zeit für Vier gewinnt spielen hatte. Weil sich in meiner Küche die Teller und Tassen stapelten. Ich ging zurück ins Wohnzimmer. Um 18 Uhr würde Robbi automatisch beginnen, mir Komplimente zu machen, denn der Abend ist die Zeit, in der die meisten Leute nachdenklich werden und ihr Leben hinterfragen. Robbis Algorithmus hatte mir inzwischen einen Video-Link über Agressionsbewältigung aufs Handy geschickt. Was für ein Angeber.

IMPRESSUM

Herausgeber
Medienhaus Lüneburg GmbH,
Am Sande 18-20, 21335 Lüneburg
Geschäftsführer
Wolf Chr. Bergmann, Jens Wiesemann, Christian von Stern
Leitung Startwochenzeitung
Christopher Piltz, Martin Schlak, Martin Jäschke (digital)
Chefin vom Dienst
Anna Hoffmann
Redaktion
Luise Asmussen, Cornelia Braun, Tjade Brinkmann, Julia Fehr, Ambra Ihme, Charline Löbbecke, Fritz Lüders, Leon Maack, Corinna Manschke, Gina La Mela, Christoph Meyer, Ulrike Mühlhaus, Thore Rausch, Hannah Steiner
Layout
Thorsten Lustmann